

Sächsische Volkszeitung

Geschäftsstelle und Redaktion: Dresden: A. 10, Holbeinstrasse 10 Fernsprecher 21386 Postfachkonto Leipzig Nr. 14787

Wegweiser: Ausgabe A mit Illustr. Beilage vierst. 2,50 M. In Dresden und ganz Deutschland bei Haus 2,50 M. in Oesterreich 3,50 M. Ausgabe B vierst. 2,50 M. In Dresden und ganz Deutschland bei Haus 2,50 M. in Oesterreich 3,50 M. Einzel-Nummer 10 J. Die Sächsische Volkszeitung erscheint an allen Wochentagen nachmittags.

Wagen: Ausnahme von Reichssteuer bis 10 Uhr, von Familienangehörigen bis 11 Uhr vorm. Preis für die Zeitungsbeilage 10 J. im Weltmarkt 1 M. Familien-Angehörigen 80 J. für unentgeltlich geschickte, sowie durch Fernsprecher nachgehende Anfragen können wir die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit der Angaben nicht übernehmen. Erschließung der Redaktion: 11-12 Uhr vormittags.

Einzige katholische Tageszeitung in Sachsen. Organ der Zentrumspartei. Ausgabe A mit illustrierter Unterhaltungsbeilage und relig. Wochenbeilage Feiertags. Ausgabe B nur mit der Wochenbeilage.

Schminken, Puder

Mr Theaterbedarf, Mr Gesellschaften, zur Hautpflege in engerer Auswahl

Parfümerie Schwarzlose, Dresden-A, Schloß-Str. 19.

Am Grabe.

Wenn in den vorwonnemertlichen Zeiten der Landeslust starb, wurde eine Trauerzeit angeordnet. Jetzt ist kein Landesfürst gestorben — die Revolution hat sie hinweggeführt, ohne daß dadurch eine Besserung der Verhältnisse eingetreten wäre. Trotzdem hat jetzt der Präsident des Reichsministeriums Landestrauer angeordnet. Sie ist auch am Plage. Wir stehen am Grabe des deutschen Volkes, wie Herr Scheidemann das ganz richtig ausgedrückt hat. Diese Landestrauer kommt spät, hoffentlich nicht völlig zu spät. Sie hätte unseres Erachtens nämlich am Tage der Bekanntgabe der Waffenstillstandsbedingungen einsetzen müssen. Daß dies nicht geschehen ist, ist an dieser Stelle oft genug beklagt worden. Schon die Waffenstillstandsbedingungen waren so ungeheuerlich, boten so wenig günstigen Ausblick in die Zukunft, daß sie vom deutschen Volke in seiner Gesamtheit ganz anders hätten aufgenommen werden müssen. Wir aber sind in diesen fürchterlichen Verlebensvertrag nicht nur förmlich, sondern wirklich hineingetanzt. In diese Tanzzeit in der schwersten Zeit des deutschen Volkes mühen mancherlei mildernde Umstände vom psychologischen Standpunkt aus geltend gemacht werden können. Ein Berliner Blatt brachte vor einiger Zeit ein Bild, auf dem die Tanzzeit weiter Kreise veranschaulicht war und unter dem stand, sie seien tanzwütig, ohne zu wissen, daß der Hunger und die Not die Russen seien. Jedenfalls hat uns dieses würdelose Verhalten unendlich geschadet, hat uns in den Augen unserer Gegner den letzten Rest gegeben. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß die deutsche Publizität in ihrer überwiegenden Mehrheit völlig versagt hat. Wohl haben selbst liberale Blätter, einschließlich des „Berliner Tageblattes“, dagegen entschieden Stellung genommen — im redaktionellen Teile. Der Inseratenteil hat jedoch weiter tagtäglich zur Vergnügungssucht geradezu angeheißelt. Konsequenz waren auch hier wieder nur die katholische Presse und einige wenige Organe der positiven gläubigen Protestanten. Sie haben lieber auf den Verdienst aus den Inseraten verzichtet und haben versucht, auch hier noch an Ansehen zu retten, was zu retten war. Leider vergeblich. Was unserer Zeit neben vielem Anderem fehlt, ist ein neuer Goerres, der so wie vor 100 Jahren mit Klammernwerten das Deutsche Volk aufrufen würde zum Kampf gegen die Unterdrückung.

Aber bei uns in Deutschland hatte man in diesen Wochen der Vorbereitung auf den Frieden anderes, nach Ansicht vieler Leute, weit wichtigeres zu tun. Während man nämlich in bezug auf die Außenpolitik in vielen schönen Reden und Artikeln die Notwendigkeit des Selbstbestimmungsrechtes der Völker pries, hat man nichts unversucht gelassen, um dem christlichen Volke das Selbstbestimmungsrecht zu nehmen. Es sollte uns nicht Wunder nehmen, wenn eines Tages den sozialistischen Machthabern von unsern Feinden dieses Argument entgegengehalten würde. Heute ist man sich in ganz Deutschland darüber klar, daß dieses Dokument, das sich Vorfriedensvertrag nennt, das Ungeheuerlichste darstellt, was bis jetzt die Weltgeschichte gesehen hat. Noch am Tage der Bekanntmachung — und auch das ist charakteristisch — hat auf Grund eines Auszuges, den die „Times“ vorzeitig veröffentlichte, der aus dem Vorstand der deutsch-demokratischen Partei hinauskomplimentierte Herr Theodor Wolff vom Berliner Tageblatt die Entente beschworen, von einem solchen Gewaltakt abzusehen, da sonst bei uns die Geister vom Nationalismus gepakt werden könnten. Es ist nichts Bezeichnender für den geistigen Zustand mancher Leute als dies: Befragen. Wir sind an dieser Stelle mit aller Entschiedenheit für den Völkerbund und das Selbstbestimmungsrecht eingetreten. Aber im deutschen Volke müßte kein

Sankten von Gore mehr vorhanden sein, wenn angelehrt denen, was uns jetzt von den Alliierten geboten wurde, unter Hintenansehung aller Gegensätze nicht eine nationale Welle dahinströmen würde. Wer sich in diesen Tagen Zeit nimmt, einmal in einer ruhigen Stunde irgendeine von den vielen Schreien zur Hand zu nehmen, in denen die Reden und Proklamationen Wilsons abgedruckt sind und sie mit den Friedensbedingungen vergleicht, dem müssen sich ja die Hände ballen, selbst wenn er sonst der lästige Kopf ist. Diese Welle nationaler Begeisterung muß kommen und wird kommen. Schon wird gemeldet, daß bei dem Einzug der Grenzschutztruppen in Opatowitz es zu großen Demonstrationen der Bevölkerung gekommen ist, daß die deutschen Soldaten mit Blumen beworfen wurden und die Volksmenge verlangte, die Regimentskapelle müßte deutsche Nationallieder spielen. Die Opatowitzer wollen sich bewaffnen und Oberbefehlshaber scheint entschlossen zu sein, sich unter keinen Umständen die Vergewaltigung gefallen zu lassen.

Gewiß wir stehen am Grabe des deutschen Volkes, wenn all das, was sich hier Friedensbedingungen nennt, zur vertraglichen Tatsache wird. So hat treffend Herr Scheidemann ausgeführt. Aber in uns lebt noch die Hoffnung. Die Hoffnung, daß das so fürchterlich gequälte und geschwächte deutsche Volk nun einen Reinigungsprozess durchmachen und sich wieder die Hand reichen wird im Triebe zur Selbsterhaltung. In solch schweren Stunden ist früher stets das deutsche Volk zusammengetreten auf den großen Plätzen der Städte und im Mittelpunkt der Dörfer und hat die Häupter entschlossen zum Gefange: „Wir treten zum Veten vor Gott den Gerechten.“ Auch das deutsche Volk wird aus diesem Grabe wieder auferstehen, wenn es nicht nur treu zusammenhält, sondern wenn es auch sein Gostvertrauen behält bzw. wiederfindet. Insofern mögen die Friedensbedingungen ein Mahn- und Warnungszeichen für die sozialistischen Machthaber sein, daß sie nicht das Beste und Schönste weiter aus den Herzen des deutschen Volkes herauszureißen versuchen. hsl.

An das schlesische Volk!

Breslau, 8. Mai. Der Oberpräsident von Schlesien erläßt gemeinsam mit dem zentralen Volkerrat für Schlesien folgenden Aufruf: Schlesien! Erste Gefahr droht eurer Heimat. Ein Gewaltfrieden, wie er schimmernd nicht gedacht werden kann, soll nach den bisher bekanntgewordenen Friedensbedingungen der Gegner unserem armen Lande auferlegt werden. Allein noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Unsere Regierung wird auf diese fürchterlichen Bedingungen nicht eingehen, sondern mit Gegenentschlägen antworten. Unsere Unterhändler werden alle ihre Kraft einsetzen, um die Annahme eines Friedens auf Grund der bekannten 14 Punkte Wilsons durchzusetzen. Auf der Grundlage dieser Punkte, die auch unsere Gegner anerkannt haben, ist der Waffenstillstand geschlossen worden. Auch unsere Gegner haben sich damals bereit erklärt, auf der gleichen Grundlage einen Frieden des Rechts und der Gerechtigkeit abzuschließen. Wenn uns jetzt die Gegner mit einem Macht- und Gewaltfrieden drohen, wenn sie beabsichtigen, Obererschlesien zu einem größeren Teile an Polen zu überliefern und damit Schlesien zu zerstückeln, so mögen sie wissen, daß dieser Frieden kein Frieden von Dauer sein kann, sondern für uns Schlesien nur ein Frieden der Verzweiflung sein würde, der für uns schließlich unvertäglich ist. Schlesien! Nichts erste heißt es jetzt Ruhe und Würde bewahren. Einmütig und geschlossen müssen jetzt die Schlesier aller Stände hinter unserer Regierung stehen um mit allen Mitteln eine Abtrennung lebenswichtiger Gebietsteile von unserer Heimat und vom Deutschen Reich überhaupt zu verhindern. Schlesische Männer und Frauen in Stadt und Land, schart euch zusammen und verkündet der Welt laut und eindringlich, daß ihr nicht gewillt seid, auch einem solchen

Macht- und Gewaltfrieden zu beugen. Schlesische Männer und Frauen aller Parteien, haltet fern von euren alten und verhassten Parteien! Bereinigt euch mit ihnen werden Reichs- und Landesvertretungen, Oberparlament und Volkstag zusammenzusetzen, um das Schicksal der unsrer Heimat abzuwehren.

Der Oberpräsident, P. H. Jan. Der Volktrat zu Breslau, Zentralrat für die Provinz, Schlesien, Präsident.

Die Auslieferung des Kaisers.

Die verbündeten und alliierten Mächte erwarten öffentliche Erklärung von Kaiser Wilhelm II. wegen des schlesischen Verstoßes tollensurpation. Die internationale Moral und gegen die heilige Autorität der Völkertrüge. Ein Sondertribunal zur Aburteilung des Kaisers, welchem das Verteidigungsrecht gesichert ist, wird aus vier Richtern gebildet, welche von den Vereinigten Staaten, England, Frankreich, Italien und Japan ernannt werden. Der Reichshauptkammergericht werden die Regierung der Verbündeten um die Auslieferung des Kaisers ersuchen. Personen, welche sich der Auslieferung widersetzen, können von den verbündeten Mächten vor das Sondergericht gestellt werden. Die deutsche Regierung wird den verbündeten und alliierten Mächten jede Person ausliefern müssen, welche der Auslieferung des Kaisers entgegensteht und welche der deutschen Regierung einvernehmlich oder mit Amt, Rang oder Stellung beizutreten werden, worin diese Personen von den verbündeten Mächten bestraft werden. Wenn Auslieferung des Kaisers mehreren Mächten beantragt werden, so werden die Alliierten aus Mitgliedern der Militärtribüne, die verbündeten Mächte zusammengeleitet sein. Deutschland verpflichtet sich, alle notwendigen Dokumente und Aufschlüsse zu geben, welche für die Aufklärung der Schuldigen und die genaue Kenntnis der Verantwortlichkeiten für notwendig befunden sind.

(Eine schlüssigere Deuterei hat die Welt noch nicht erlebt. Eine größere Schmach kann Deutschland nicht angetan werden. D. Red.)

Der Viehraub.

Paris, 9. Mai. Die laut Friedensvertrag von Versailles zu leistenden Viehlieferungen belaufen sich im einzelnen wie folgt: Erstens an die französische Regierung 100 Zuchtkühe von 3 bis 7 Jahren, 30 000 Stiere, Kühe und Stuten von 10 Monaten bis 7 Jahren, 500 ardennerische, lousignaise und belaische Rasse, 2000 Stiere von 18 Monaten bis 3 Jahren, 90000 Milch Kühe von 2 bis 6 Jahren, 10000 Bode, 100 000 Schafe und 10 000 Ziegen. Zweitens an die belgische Regierung 200 Zuchtkühe von 3 bis 7 Jahren, 5000 Stuten bis 3 Jahren, 100 000 belgische Rasse, 2000 Stiere von 18 Monaten bis 3 Jahren, 50000 Milch Kühe von 2 bis 6 Jahren, 40 000 Kühe Jungkuh, 200 Bode, 20 000 Schafe und 15 000 Mutterkühe. Die abgelieferten Tiere müssen von normaler Gesundheit und Verfassung sein. Falls die abgelieferten Tiere nicht als verschleppt oder beschlagnahmt identifiziert werden können, wird ihr Wert Deutschland kreditiert werden.

Die deutsche Friedensdelegation.

Zwei Noten an Clemenceau.

Paris, 9. Mai. Der erste Delegierte der deutschen Friedensdelegation Reichsminister des Auswärtigen Graf Brockdorff-Rangoni hat heute abend folgende Noten an den Präsidenten der Friedenskonferenz Herrn Clemenceau gerichtet:

Paris, 9. Mai 1919. Herr Präsident! Die deutsche Friedensdelegation hat die erste Durchsicht der überreichten Friedensbedingungen vollendet. Sie hat erkennen müssen, daß in entscheidenden Punkten die vereinbarte Basis des Westfriedens verlassen ist. Sie war nicht darauf vorbereitet, daß die deutschen Völker und der ganzen Menschheit angebotene Zugabe auf diese Weise illusorisch gemacht.







## Naumburg a. S.

Weimar, Ende April.

Samstagmorgen. Es regnet seit Tagesanbruch. Schwärze Wolken jagen unablässig vom Ettersberge bei Weimar. Dort ist das Wetterloch. Solange der Nordwest nicht nachläßt, regnet es weiter. Die Ausflüchter sind froh, daß sie heute nach Jena nicht ins Wasser.

Wahmutig besuche ich nach dem Gottesdienste die neue Weimarer Kunstausstellung. Sie soll eine gute Uebersicht des Futurismus und Kubismus gewähren, hat man mir gesagt. Was ich finde, spottet jeder Beschreibung. Ein Gemälde, das von weitem aussieht wie eine Schmetterlingsblume, soll die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten darstellen, wie sie unter Bäumen und Blumen ruht. Eine häuerische Madonna mit dem Kinde, das sie die Faust ins Auge zu schlagen scheint, wirkt geradezu abstoßend. O Raffael! Ich vergleiche die feine Zeichnung und die Farbenpracht der alten Meister mit diesem Gschel. Die Landschaften tragen alle unverständliche Querstriche auf Bergen, Gewässern und Häusern. Man flüchtet aber auch in den Augen der porträtierten Herren. Können wir wirklich alle nur nicht richtig sehen, wie die Natur ist, es uns lehren wollen? Oder hat jener Festsetzer recht, der neulich sagte: In der Kunst der Kubismus, in der Sprache der Dadaismus, im Leben der Bolschewismus, das sind die Zeichen unserer Zeit, einer Zeit unaufhaltsamen Niederganges.

Der Besuch der Ausstellung hat die Stimmung noch verärgert. Der Kollege aus Oberhausen, mit dem ich Jena besuchen wollte, weiß auch nicht, was wir bei dem Regen nachmittags anzufangen sollen. Da durchsuche ich alle möglich ein Gedanke: Der Dom in Naumburg. Natürlich! Dieses Wunderwerk, in romanischem Stile gegliedert, in der reinen Gotik vollendet, mit viel Renaissance im Innern, kann man bei jedem Wetter besuchen. Vor würden wir die berühmten Stifterbilder und die Steinbildereien am westlichen Lettner bewundern, die von einem unbekanntem Meister im 13. Jahrhundert gefertigt, jetzt angeblich von den Franzosen fortgenommen werden sollen als Raube für die Kathedrale von Reims. Wir denken an die Kunstgeschichte. Diese Bildwerke sollen zu den schönsten gehören, was deutsche Kunst je geschaffen hat, so sagt man. Sie können nämlich neben die Meisterwerke Michel Angelos gestellt werden, versichert man. Wir zweifeln. Je älter man wird, desto misstrauischer wird man gegen Superlativa. Wir wollen jene begehrten Wertwerke doch gründlich auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen. Aber wir fühlen förmlich, daß uns Großes bevorsteht. Im 13. Jahrhundert rangen in Naumburg um die Palme in der Kunst die Markgrafen, die Bischöfe und die Mönche. Der herrliche Dom ist als Höheleistung in diesem edlen Wettstreit der hemmenden Nachwelt von den Bischöfen überlassen worden. Die weltlichen Herrscher über in der Nähe die Markgrafen, der Schöpfung ihr gewohnt, die Mönche das berühmte Kloster Sankt Peter.

Wir fahren zu viert um halb drei Uhr mit dem Frühlingszug nach Naumburg. Der oberste Schichtführer, der Landwirt aus dem Reichstädt Kreis, der Mittelwälder aus Weiskalen und der Schreiber dieses Am Bahnhofs Naumburg herrscht große Aufregung. Hunderte von Männern und Frauen mit Hartstoffhüten erwarten den Zug nach Leipzig. Keine sogenannte Samstagsfahrt wird ihnen eröffnet, daß der Verkehr nach Sachsen nicht bei einseitiger werden müssen. Ungeheure Aufregung, Alles tobt. Der Grund der Verkehrsveränderung ist nicht genau zu erfahren, wahrscheinlich ist es Kohlenmangel infolge der Streiks im Ruhrrevier. Auch was von der Diensthabende nicht mit Sicherheit sagen, ob wir

nach abends nach Weimar werden zurückfahren können. Aber wir lassen uns die Stimmung nicht verderben. Zuglückenfalls müssen wir eben der Abtunung über die Meißner fernbleiben. Hoffentlich gibt es in Naumburg noch etwas zu essen. Insofern scheint der Kollege Str., etwas Schönes mit sich zu führen. Er ist ja Landwirt und Selbstversorger. Die haben es jetzt gut.

Die Straßenbahn führt uns in weitem Bogen um die Stadtmauer. Von hier muß man herrlich das Meer Prospekt gesehen haben, als die Russen nahen und die unglücklichen Kinder die Stadt vor der Verhörung retteten, indem sie das Herz der wilden Felder führten. In unserer Zeit, doch so viel zivilisierteren Zeit retten uns die Leiden der Frauen und Kinder nicht vor einer grausamen, völkerverstößenden Wochade und ihren Hungerfolgen. Wenn Wilson unsere armen Kleinen sehen könnte! So denken wir, als der Schulmann die Weise summt:

„Die Russen zogen vor Naumburg  
Ueber Jena her, und Naumburg,  
Auf der großen Vogelweide!  
Sah man nichts als Schwert und Speiß,  
An die hunderttausend.“

Ein Kollege von ihm, ein Schulmeister, wie man damals noch sagen durfte, hat mit dem guten Gedanken, die Kinder ins Feld zu führen, die ganze Stadt gerettet. Spartakus in Berlin auch Frauen und Kinder vor seine Front, aber zu anderen Zwecken. Die Zeiten ändern sich eben.

Wir hatten an dem stimmungsvollen alten Markt. Die Häuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert werden von der St. Wenzelskirche überragt, wie die kleinen Häuschen an der Elisabethkirche in Breslau von dieser. Man hat den hohen gotischen Bau mit Recht nicht freigelegt, desto wirkungsvoller ist der Gegensatz zwischen dem himmelanstrebenden Gange des Herrn und den niedrigen Wohnungen der Menschen. Uns führt die Luft, den 80 Meter hohen Turm zu ersteigen. Wir ziehen an einem verwitterten Draht. Ein großer Schlüssel wird von oben heruntergelassen. Das Turmtor springt freischend auf. Wir treten uns auf einer schmalen Wendeltreppe ein paar hundert Stufen emwärts. Die älteren Kollegen protestieren wiederholt gegen den jugendlichen Leichtsinns solcher Abenteuer. Doch oder Stimmen sie rüftig weiter, immer im Kreise an der Wand lang. Die Zeit geht hin. Da hören wir laute Mauerstimmen, großer Lichtschein fällt plötzlich auf die dunkle Treppe. Wir stehen in der Bohrung des Turms. Es haust dort Sommer und Winter mit seiner Familie hoch über den Wägen und Geklimmel der Klänge.

„Zum Zehen geboren, zum Schauen bestellt,  
Der Turm ist geschlossen, betrachte ich die Welt.“

Glücklicher Mann. Wir möchten ihm glauben, daß viele Besucher von dem schönen Wägen hier oben sich nicht lösen wollen. Es ist wirklich ganz eigenartig. Man glaubt auf eine mittelalterliche Stadt mit ihren roten roten Dächern, mit wirklichen Gassen und vielen Türmen hinabzublicken. Ich denke an die Zahn vom Turm St. Peter in Gent, von der Kathedrale in Antwerpen und, ab von der Marienkirche in Danzig. Augenpunkt ist hier natürlich der Turm mit seinen vier hohen Türmen und den freistehenden Nebenbauten. Weiter hinten liegt ein jenen Abhang auf hohen Felsen der herrliche Bau des Oberlandesgerichts, dicht vor uns mit vielen Giebeln des Rathhaus aus dem 16. Jahrhundert in der feiner deutscher Renaissance, an der Stadtmauer das trohiae Bollwerk des Orientales. Der Regen hat etwas nachgelassen. Man sieht jetzt die Weinberge der Umgebung, die Türme von Kyburg a. N. mit seinen Sektellereien. Das Tale tief eingeschnitten schlängelt sich wie ein Silberband die alte Lebe Soale. Ja, es ist schön hier. Von

der durchbrochenen Laterne des Turmes bei den Uhrlocken sei die Aussicht noch weiter und schöner, sagt der Türmer. Wir klettern auf einer Leiter empor. Nur der Mittelständler bleibt zurück. Ihm schwindelt vor dem Blick in die Tiefe wie dem Handwerker vor der Sozialisierung. Nun stehen wir in freier Luft. Nur eine schmale Eisenstange trennt uns vom Abgrund. Der Türmer ist geprüdlich geworden, als er hörte, wie seine Abgeordnete. Auch er feuert über die schwere Zeit: „Ich bin selbst nur Arbeiter. Wenn ich aber sehe, was viele Arbeiter jetzt tun, dann sah ich mich verzweifeln. Säfte ich nicht für meine Kinder zu sorgen, dann mache ich ein Ende mit Gewalt.“ Er deutet mit dem Finger hinab in die gähnende Tiefe. Wir nehmen stummen Abschied von ihm.

Durch winklige Gassen streben wir nun dem Dome zu. Eine Offenbarung von Schönheit aus dem viel verfallenen Mittelalter enthüllt sich uns, als wir um eine Ecke biegen. Wir sehen vor uns eine Art Kreuzgang, einen geschlossenen Hof, der nur an einer Seite Zutritt gewährt. Schemelau ragen die vier Türme, zwei mit gotischen Spitzen, zwei mit Renaissancehauben aus späteren Jahrhunderten. Ein Meisterwerk hat hier dieselbe Bauhütte geschaffen, die zunächst am Dom von Laon, dann am Dom in Bamberg gearbeitet hat. Ihr Wahrzeichen ist denn auch das sogenannte Laon-Bamberger Geschloß am Nordwestturm, das keinesgleichen wohl nirgends mehr findet. Der Turm hat keinen Eingang an der Westseite, wie sonst wohl alle katholischen Kirchen, weil der Westchor, in herrlicher Gotik angebaut, eine Art eigener Dom geworden ist. Er wird von dem übrigen durch einen würdigen Lettner getrennt. Vor dem Altar des Westchores finden jetzt die protestantischen Trauungen statt. In diesem Chore stehen nun die berühmten Stifterbilder. Der Ostchor ist durch einen viel leichteren Lettner abgeschlossen. Dort steht der Hochaltar und das reiche Gorgelbild mit herrlicher Schnitzerei.

Ein grauhaariger Meister, über 70 Jahre alt, führt uns herum. Seit mehr als 40 Jahren wohnt er am Dome. Er kennt ihn, er liebt ihn. Erzählend ist seine Erzählung von der großen Glocke, die 1918, erst sehr spät, zur Einschmelzung kam. Drei Männer mit spitzen Hämmern hielten vier Stunden lang auf sie eingeschlagen, bevor sie den ersten Sprung bekam. Sie habe über die ganze Stadt ihr Weh geschrien, so daß die Leute zusammengelaufen seien und geweint hätten. Endlich sei sie in drei Stücke zerprungen, die dann erst hinuntergelassen werden konnten. Eine alte Sage habe gelautet, sobald die Glocke zerstört werde, sei Deutschlands Glück dahin. Und wenige Tage nach ihrer Zerstörung sei der Waffenstillstand und die große Niederlage gekommen.

Der Meister führt uns auf Verlangen sofort zu den Wunderwerken am westlichen Lettner. Nirgends wohl mehr in der Welt ist ein Kreuz beim Eingange so eigenartig bemalt wie hier an einer Doppeltür. Der Längsbalken scheidet die zwei Türen. Über Querbalken hält der Balken die ausgedehnten Arme über beide Eingänge, als ob er alle Besucher mit liebender Gebärde umfassen wollte. Das Kreuz ist schon rein gotisch, denn die Füße sind übereinandergelegt und so von einem langen Nagel durchbohrt. Ein anderes sehr viel älteres Kreuz im Ostchor noch aus romanisch-byzantinischer Zeit zeigt die Füße nebeneinander und stehend auf einem kleinen Stützbalken ohne Nagel. Das Kreuz am Eingange des Westchores stammt auch von dem unbekanntem Schöpfer der Stifterbilder. Aber es ist nicht sein Hauptwerk. So groß war die Ehrfurcht der Zeitgenossen vor ihm, daß sie eine angefangene Gruppe, ein Tympanon, nicht von seinen Nachfolgern vollenden ließen, als der Tod dem Meister den Meißel aus der mühen Hand nahm. Welche Ironie des Schicksals! Die uns so gleichgültigen Namen der Stifter, die doch allein durch

## Durch schwere Not . .

Originalroman von Anni Gruschka.

(30. Fortsetzung.)

15.

Zu Graditsch rief die unerwartete Heimkehr Eberhard Pernig, die wie ein Lauffeuer durch die Gegend ging und auf allen Schloßern den Geprächsstoff bildete, einen wahren Sturm hervor. Der längst Totgeglaubte lebte also und war wieder hier!!!

Am Frühstückstisch wurde nichts anderem gesprochen. Der Graf war sehr bewegt. Eine Fülle von Jugend-erinnerungen wurde dabei in ihm lebendig, und er konnte es gar nicht abwarten, den alten Freund wiederzusehen. Alles, was ihn seit Tagen bekränzte: Wutriebs angefüllte Vermählung und das seither gespannte Verhältnis zu Hildegard, waren für den Augenblick vergessen.

Gleich nach dem Frühstück wurde Trigi beauftragt, den Wagen zu bestellen. „Aber sage Krüger, er möge sich ein bißchen beeilen beim Anspannen!“

Trigi verschwand. Tante Sessa aber, die bisher merkwürdig schweigsam geblieben und weder eine Frage getan, noch sich am allgemeinen Gespräch beteiligt hatte, lächelte bestürzt auf.

„Ja, wohin fährst du denn, Hans?“

„Nun, nach Ehrenhofen selbstverständlich! Ich will nun einmal der erste sein, der ihn hier begrüßt.“ Sprach's, stand auf und begab sich nach seinem Zimmer. Tante Sessa aber schob ihm sofort nach wie eine Schwelgerin.

„Du wirst doch nicht . . . Hans, du wirst doch nicht wirklich . . . Pernig fahren?“

„Natürlich werde ich! Warum denn nicht?“

„Nach allem, was vorgefallen ist . . .?“

„Och! Was ist denn vorgefallen?“

„Wir waren doch beinahe verlobt . . . Du weißt es ja gut wie ich, daß Eberhard und ich uns liebten, und er mich dann schändete!“

„Das heißt, du schickst ihn weg und erklärst ausdrücklich, er dürfe sich auf Graditsch nicht eher blicken lassen, als bis er Frau Sophie vor die Tür gesetzt habe! Das Aufgüsse, was ein Frauenzimmer einem Mann wie Eberhard gegenüber tun konnte. Denn Herrenmenschen, wie der, gehen durch, wenn sie keine Spüren. Das dich auch gewarnt, damals. Aber natürlich — ihr Frauenzimmer seid ja immer die neumann Gekheit . . .“

„Wenn er mich wahrhaft geliebt hätte . . .“

„Und wenn du ihn wahrhaft geliebt hättest, meine liebe Sella, würdest du ihn besser verstanden und keine so albernen Bedingungen gestellt haben! Uebrigens mache dir und mir nachträglich, nichts vor; du warst später zu Tod froh, daß du den „Verschwender“ und „Bruder Leichtfuß“ nicht zum Manne hattest. Wer auch gut so, denn gepaßt hätte ich zu einander wie das weiße Lämmchen zu des alten Herrn Weinrads wildem Treckernhengst.“

„Du bist sehr liebenswürdig!“ sagte das alte Fräulein bitter.

Der Graf, der inzwischen seine Morgenjoppe mit dem Schwere vertauscht und frische Manchetten angesteckt hatte, antwortete trocken: „Das bin ich nie, wenn es sich um die Feststellung der Wahrheit handelt. Und dies vor jetzt notwendig, um dir zu beweisen, daß für mich nicht der geringste Grund vorliegt, nicht nach Ehrenhofen zu fahren.“

„Aber wenn du Pernig besuchst, wird er natürlich auch

nach Graditsch kommen. Bedenke du denn nicht, wie peinlich es mir wäre . . .“

„Nicht! Spie's dich doch nicht auf die zimperliche Jungfer hinaus! Warum denn peinlich? Ueber die alte Geschichte ist Gras gewachsen, wir sind alte Leute geworden und das Geschickte war in tun kann, ist: Eberhard frisch und frei die Hand zu schütteln und eine solide Freundschaft mit ihm anzuknüpfen.“

„Das werde ich niemals können!“

„Dann bleibe in deinem Zimmer, wenn er kommt und sage, du habest „Migraäne“. Das ist ja immer euer bestes Mittel, mit dem ihr euch um mißliebige Dinge oder Menschen herumdrückt!“

Er griff nach seinem Hut.

„Uebrigens kannst du dir es ja noch überlegen, Schwesterherz! Und nun Gott befohlen! Eben fährt der Wagen vor!“

Baron Pernig war ebenso erfreut als erstaunt, als der Graditscher Wagen vorfuhr und Seiderich ihm den Herrn Grafen Grenzschach meldete.

Eilig schob er die Blätterabrechnungen, die ihm Dr. Kleder zur Durchsicht mitgegeben hatte, von sich und eilte dem Jugendfreund entgegen.

„Du kommst zu mir, mein lieber alter Hans? Welch freudige Ueberraschung!“

„Na, anders hast du es doch wohl nicht erwartet?“ lachte der Graf, Pernig noch einmal umarmend. „Sah mich ja dießmal gekreuzt, als ich heute morgen keine Heimkehr erfuhr. Achtundzwanzig Jahre, was sage ich — dreißig! Bierzig! — waren wir weggeblasen und alles wieder wie einst, in den schönen Zeiten, da wir jung gewesen! War doch schön . . . geht, du?“

